

Tommye Goerz

Schafkopf

KRIMINALROMAN · ARS VIVENDI



TOMMIE GOERZ

SCHAFKOPF

Kriminalroman

ars vivendi

1. Kapitel

Wabra

Leupold Popp

Ludwig Müller Wenauer Blankenburg

Starek Strehl Brungs Heinz Müller Volkert

Spielbeginn:

15 Uhr

Originalausgabe

I. Auflage Juni 2010
© 2010 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Ulrike Jochum

Das Gedicht auf Seite 5 stammt aus:

Peter Handke: »Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.1.1968.« In: *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt*,

© 1969 Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Anna Ponton unter Verwendung einer Fotografie von Daniel Duve

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-041-5

Dr. Hans Natzel saß auf dem Klo. Er hatte sich einen der alten, dicken Fußballkalender genommen, die er dort schon seit Jahren liegen hatte, und wahllos irgendwo aufgeschlagen. Er tat das immer wieder einmal, denn diese alten Kalender, jeder fast 200 Seiten dick, waren voll mit schönen, mal witzigen, mal geistreichen und interessanten Begebenheiten, Meldungen und Geschichten aus der Welt des Fußballs. Ausgegraben aus den Tiefen des Raums. Zum Lachen, Nachdenken oder Träumen. Oft brachten sie auch ein Zitat. Ungewollt Komisches von Spielern oder Trainern, aber auch aus dem Bereich, den man »Literatur« nannte. So wie diese Mannschaftsaufstellung. Das Blatt, das er sich heute zum wer-weiß-wievielten Mal ansah, war vom 23. und 24. Mai 2006. Es zitierte ein Gedicht von Peter Handke aus *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* von 1969 und hieß »Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27. 1. 1968« – dem Jahr, in dem der »Club« zum letzten Mal Deutscher Meister geworden war. Wenigstens etwas Positives, dieses »zum letzten Mal«.

Dr. Hans Natzel mochte dieses Gedicht, denn es war von einem seiner Lieblingsschriftsteller. Er schätzte Peter Handke,

zumindest den frühen. Sprache der Stille und des Seins, Sprache der Schwermut, der Ruhe, des Innehaltens, des Leids. Und er mochte dieses Gedicht, weil es alles verkörperte, was für ihn Fußball war. Unergründliche, tief aus dem Irgendwo heraus wirkende Momente der Faszination, im Ungreifbaren der vorsprachlichen Vergangenheit verankert. Aufleuchten des Augenblicks. Bilder. Panini. Klanggebilde wie ›Borussia Neunkirchen‹. ›Meidericher SV‹. Die Spieler im Flutlicht fotografiert, bei Nacht. Wie die von Inter, Real, Benfica, im gleichen Band. Ähnlich hatten ihn vorher nur die Bilder des *Struwwelpeters* fasziniert, oder die Stiche aus Schedels *Weltchronik*, ein Buch seiner Oma, das er sich immer wieder heimlich genommen hatte. Stundenlang, erinnerte er sich, hatte er als Kind über diesen Bildern gesessen und versucht, die Welt dahinter zu ergründen. Sie blieb ihm für immer geheimnisvoll, verlor nie ihren Zauber, ihren Glanz. Borussia Neunkirchen ... – wo spielten die heute? Gab es die überhaupt noch? Oder Tasmantia 1900 Berlin. Das war die Unergründlichkeit schlechthin gewesen, allein schon der Name. Geheimnisse der Südsee bei Nacht auf dem Platz. Unfassbare Welten und Weiten. Das Album mit den Bildern hatte er längst verloren bei einem seiner vielen Umzüge. Der Zauber aber war geblieben. Deswegen liebte er auch die *11Freunde*. Ein Magazin, das genau dieses Gefühl belebte. Das Geschichten ausgrub und leben, ja schmecken, riechen ließ. Umkleide und Spind, Freundschaft und Faszination.

Eigentlich war Dr. Natzel schon fertig. Aber wenn man nur lange genug saß, kam immer noch etwas nach. Wie bei der *Sendung mit der Maus*: Nur nicht drücken, wegen der Adern im Kopf und am Hintern. Ganz im Gegenteil: Immer schön locker lassen. Dann kommt's schon. Sein erstes Fußballspiel ... er wusste noch gar nicht, was Fußball war. Sie waren spazieren gegangen und kamen, etwas erhöht auf einem Damm, an einem Fußballfeld vorbei. Es lief ein Spiel – und er musste dort hin!, es war für ihn nicht anders denkbar.

Aber er hatte absolut keine Ahnung. Irgendein unterklassiges Spiel, Kleinstadt gegen Vordorf. Widerwillig hatte ihm sein Vater die 20 Pfennig gegeben, nachdem er wohl lange und intensiv genug gequengelt hatte. Der Vater ging weiter, heim. Er aber trat ein, stand auf den Stufen zwischen lauten Männern. Oh große Welt der Erfüllung! Minuten später war das Spiel jedoch vorbei, die Spieler gingen vom Platz. Das Feld war leer – die Männer um ihn herum blieben. Warum? Der Rasen war doch leer? Redeten, diskutierten, tranken Bier. Der kleine Hans begriff es nicht. Was sollte er noch dort? Das Spiel war doch zu Ende, die Gespräche der Männer verstand er nicht, und sie waren auch nicht für ihn. Waren nur für Männer. So schlich er sich, unsicher, zwischen den Männern, ihren Beinen, hindurch hinaus. Und dann von Weitem holte es ihn hinterrücks ein, eine Ohrfeige aus Dummheit und Scham: Erneut das Aufbrausen der Männer – das Spiel ging weiter, es war wohl Halbzeit gewesen. Er hatte doch keine Ahnung, wie das alles ging. Er war nur unsicher. Tränen hatte es ihm in die Augen getrieben, zurück aber traute er sich nicht. Alle würden sie über ihn lachen, die vielen großen Männer, die große Welt. So stolperte er heim, aber verschwieg die Schmach. Den richtigen Zugang zum Fußball hatte er sich damit versaut. Er, der Fußball, hatte sich ihm geöffnet, ihn empfangen mit offenen Armen, ihn bezaubert, ihn eingeladen und umgarnt – Natzel aber hatte die Torte fallen lassen, sie war ihm entglitten, er war auch noch hineingestiegen, und sie hing ihm jetzt am Schuh. Zeitlebens. Er konnte sie nicht genießen, sie war aber immer bei ihm, er konnte sie sehen, riechen, aber nie einfach nur genießen. So kam es ihm zumindest vor. Eigentlich ein blödes Bild, Torte am Schuh, auf dem Klo. Hundescheiße hätte vielleicht besser gepasst. Doch Hundescheiße war es nicht. Es war Torte, ewig verlockend und süß ...

Wie schön man doch denken konnte auf dem Klo, und wie weit schweifen. Wie die Gedanken treiben konnten in

dem Gestank. Wo waren sie hergekommen? Ja, das Gedicht! Er hielt es ja noch in seinen Händen. Er liebte es auf seine Weise – aber es missfiel ihm auch, denn er hatte nicht viel für die Nürnberger übrig, den Club. Ganz im Gegenteil. Wabra, Wenauer – alles so große Namen damals, doch leider vom Club und deshalb auch eigentlich so klein! Einmal hatte einer bei ihnen im Dorfwirtshaus gesessen, später. Der war vollkommen betrunken gewesen und hatte nicht zahlen wollen. »Ich bin der Reisch!«, hatte er immer wieder gelallt und gebrüllt: »Ja, wisst ihr denn nicht, wer ich bin? Ich bin der Reisch! Der Reisch!«, und gemeint, er bekäme alles umsonst. Das war der Club, den er so hasste. Der Größenwahn, die Überheblichkeit, Maßlosigkeit, Selbstüberschätzung. So nahm er auch mit Genugtuung zur Kenntnis, dass das Gedicht fehlerhaft war. Denn damit war der Club zwar in der Literatur verewigt, aber eben falsch. Zumindest schrieb das der Kalender, den Natzel in der Hand hielt: »... prompt fand das Gedicht Einzug in die Literaturgeschichte – und mit ihm auch ein Fehler, wie der Literaturwissenschaftler Volker Bohn herausgefunden zu haben meint. Es habe nämlich, so Bohn, nicht Leupold auf dem Platz gestanden, sondern sein Kollege Helmut Hilpert. Und? Wühlen wir einmal in den Archiven ... und siehe da: Hilpert ist tatsächlich in der Saison 67/68 nur in Aufstellungen von 1967 zu finden, 1968 taucht er in keiner Club-Mannschaft mehr auf – nicht in den Bundesligaspielen. Das Spiel vom 27. 1. 68 aber war das DFB-Pokalspiel, 1. Runde, Leverkusen – Club (0:2) –, und in der Aufstellung von Handke fehlt? Hilpert. Allerdings war's nochmal anders, als Bohn mutmaßt: Leupold spielte durchaus – aber erst ab der 76. Minute. Für Blankenburg ...

Tja, Herr Handke. Super Gedicht, aber falsch.

Hier also noch einmal zum Mitschreiben und für die Literaturgeschichte die Aufstellung:

Wabra

Hilpert Popp

Ludwig Müller Wenauer Blankenburg (76. Leupold)

Starek Strehl Brungs Heinz Müller Volkert

Spielbeginn:

15 Uhr

(das wäre noch zu überprüfen ...)

Im Oktober 1973 hatte der Schriftsteller Handke, diesen Artikel hatte sich Dr. Hans Natzel aufgehoben und letzthin erst wieder gefunden, zu diesem Gedicht in einem Interview mit der *ZEIT* einmal gesagt – man hatte ihn zu seiner damals kurz bevorstehenden Auszeichnung mit dem Büchner-Preis befragt: »Sie glauben also, auch als Büchner-Preisträger noch frei genug zu sein, um Gedichte, wie sie in dem Band *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt stehen* – ich denke da etwa an ›Die Mannschaftsaufstellung des 1. FC Nürnberg‹ – zu schreiben?« Und der Schriftsteller hatte geantwortet: »Ich würde gern noch einmal dahin kommen, solche spontanen Sachen zu schreiben, denn ich halte *Die Innenwelt der Außenwelt* nach wie vor für eins meiner schönsten Bücher. Aber sicher werde ich nicht mehr so schreiben können. Nur hat das nichts mit dem Büchner-Preis zu tun, sondern damit, daß ich das Lebensgefühl, aus dem heraus diese Gedichte entstanden sind, nicht mehr habe.« Ja, das Lebensgefühl ... Das hatte Dr. Hans Natzel auch nicht mehr. Schon lange nicht mehr. Hatte er es je gehabt? Im Fußball vielleicht, ja, und da leuchtete es bis heute noch das eine oder andere Mal auf. Aber im wirklichen Leben? Hmm ...

Wie lange saß er jetzt schon? Zehn Minuten? Langsam spürte er, wie ihm die Beine einschliefen. Dieses leichte Prikeln. Hatte er schon lange nicht mehr empfunden.

Die Welt war verlogen, dachte sich Natzel: Man hatte Handke das Gedicht gestohlen. Ein wenig abgewandelt zwar im Versuch, das Plagiat zu kaschieren, aber die Idee war eindeutig geklaut. Werber hatten das getan in Anzeigen für

»sein« Magazin, die *11Freunde*. Hier hieß das Gedicht dann zum Beispiel »Zeitgenössischer Spanischer Klassizismus«:

Barça

José Edmilson Gomes
Albert Joquera
Rafael Márquez Álvarez
Carles Saforcada

Valdés Arribas
Albert Jorquera Fortia
Oleguer Presas
Ronaldo de Assis Moreira

Samuel Eto'o
Andres Iniesta
Fernando Navarro
Gabriel García

Juliano Belletti
Thiago Motta
Ludovic Giuly
Deco Luís de Souza
Frank Rijkaard, 2004

Variationen dieses Plagiats gab es auch noch unter den Überschriften »Zeitgenössischer Englischer Realismus« zu ManU und »Zeitgenössische Italienische Romantik« zu Inter. Billig, abstoßend, eklig. Von Kreativen einer Agentur geklaut. Einer angesehenen Agentur, einer der kreativsten Deutschlands. Und zusätzlich empörend: Die Plagiate hatten auch noch bei einem Werber-Wettbewerb Silber gewonnen. Platz zwei. Das alles stinkt doch, dachte Dr. Natzel sich, viel mehr noch als die Luft hier im Raum. Aber er spülte noch nicht. Er besah

sich durch die Beine sein Werk. Früher, als Kind, hatte er es oftmals gar nicht erwarten können, sich seinen Haufen anzusehen. Das Gewusel, das immer aus diesem hervorkroch, die vielen kleinen weißen Maden und Würmer. Das gab es jetzt alles nicht mehr. Oder doch, nur die Maden waren woanders. Denn noch empörender war es für Dr. Natzel gewesen, als er einmal las, wie diese Plagiate ihren Preis gewonnen hatten: Die Köpfe der Agentur nämlich hätten höchstpersönlich in der Jury gesessen und sich den Preis, wie viele andere auch, wohl selber zugeschanzt. Da fragt man nicht nach Plagiat und geistiger Urheberschaft, da klaut man einfach und verschweigt. Plustert sich stolz die Brust auf. Mit fremdem geistigen Eigentum. Oder ist einfach zu blöd und ungebildet oder zu unbelesen, um den Zusammenhang zu kennen und zu erkennen. Hans Natzel ließ einen Furz. Die Welt ist schlecht und widerwärtig und verlogen, dachte er noch mal, man muss nur genau genug hinsehen. Was oberflächlich glänzt, ist drunter meistens faul. Es stinkt. Und auch hier verspürte er Zerrissenheit. Denn eigentlich, das musste er sich eingestehen, war dieses Magazin eines der wenigen, die ihm behagten. Es zelebrierte Fußballflair und Fußballgeruch, der längst vergangen war. Und das – dieses Zelebrieren, Wiederbeleben, Wieder-Holen – war schön. Und gleichzeitig doch so falsch.

Ach Gott, entfuhr es ihm in seiner Wolke. Unsicher stand er auf, beendete die Sitzung und spülte. Weg mit dem ganzen Dreck! Wackelig stand er am Spültisch, die Beine wachten langsam wieder auf, es kribbelte beinahe schmerzhaft. Frische Luft kam durchs geöffnete Fenster. Jetzt raus aus dem Gestank!

2. Kapitel

20 Kilometer nördlich von Nürnberg, vor über 40 Jahren. Abseits der alten B4 liegt ein kleiner Ort am Fuße des Rathsbergs, Bubenreuth. Noch gibt es den alten Main-Donau-Kanal, versandet zwar und verschlammt, aber deutlich zu erkennen. Noch brüllt durch das Regnitztal kein Frankenschnellweg, noch gibt es an der Bahnlinie dort eine Schranke. Blaukehlchen leben am alten Kanal, Eisvogel, Wasseramsel, Pirol.

Direkt an der B4, gegenüber dem Bahnhof, steht ein einzelnes Haus. Ein Wirtshaus, außen herum ist nichts. Es ist das einzige Gebäude jenseits der Straße, dahinter nur Äcker, Wiesen, der Fluss.

Zum Ort selbst führt vom Bahnhof aus eine Straße. 400 Meter außerhalb liegt der Haltepunkt. So weit ist man damals gelaufen.

An der Bahnlinie eine Schranke, gekurbelt per Hand. Der Bahnhof ist heute noch immer da. Die Schranke ist weg, die Äcker und Wiesen sind weg – eine riesige Tankstellenanlage steht jetzt dort, ein großer Kreisverkehr wurde hingebaut, ein Supermarkt, ein Discounter, eine Großbäckerei und dahinter die breite Autobahn. A73, auch »Frankenschnellweg« genannt.

Jenseits der Bahnlinie vom Wirtshaus aus – die Straße führt jetzt unter ihr hindurch – ist der Ort fast bis an die Schienen herangewachsen. Nur ein schmaler Ackerstreifen trennt heute noch Häuser und Bahn.

Die neue Zeit frisst das Land wie ein Krebsgeschwür. Das Wirtshaus aber steht heute noch dort. Ebenso wie vor weit über 40 Jahren.

Windböen fegen über den Regnitzgrund, dunkel zieht es von Süden herauf. Im Westen ist der Himmel noch hell, fast gelb, doch die schwarzen Wolken jagen. Das Wetter bringt die Dunkelheit früher. Drinnen im Wirtshaus aber sieht man das Wetter nicht. Hier schaut man nur in die Karten.

Schmidla, Maschder, Risch und Usch, vier Freunde schon aus der Schulzeit, sitzen am Tisch und karteln.

Draußen könnte man es schon grummeln hören, das Gewitter kommt mit Macht.

Schmidla: »Mit der Alten.«

»Wer is'n vorn? Ich? Die wird g'schbaldn! G'lehchd hasd ah nu? Ouala, des kann teuer wer'n! Schbridsel!«

Richard »Risch« Sauer nimmt ein Geldstück aus seinem Schlüsselchen, legt es zu den jetzt schon vier Legern auf den Tisch und kartelt an. Eichel-Zehn, zu zweit.

Wolfgang Pitsch, genannt »Maschder«, sticht, Herz-Zehn, Uli »Usch« Schrader hat die Rufsau und muss zugeben und Wolfgang »Schmidla« Hölzer, der gerufen hatte, den Eichel-König.

»Fünfunddreißig – schon die halbe Miete«, triumphiert Maschder und sammelt die Karten ein. »Grün wie mein Haar – auf Eichel g'hört Grün«, grinst er und spielt den Grün-Zehner an, zu dritt, sein Mann, Risch, sitzt hinten. Usch sticht, Herz-Ass, Schmidla hat die Grün-Sau und gibt zu, und Risch, grün-frei, knallt den Schellen-Ober auf den Tisch. »Nochmal fünfunddreißig, macht siebzig! Jetzt machmer euch Schneider!«

Wird dann aber doch nichts daraus, die Spieler haben drei laufende Bauern.

»Spiel fünf, drei Bauern zwanzig, zweimal g'legt, Spritze, einmal z'ammg'schmissen macht vierzig ... achtzig ... einsechzig ... dreizwanzig! Das hat sich doch g'lohnt!« Risch und Maschder klatschen sich ab.

Ein naher Blitz zuckt draußen, Staub, Laub und Papier wirbeln auf. Die ersten Tropfen klatschen aufs Fensterblech, fett und schwer.

»Wirtin, an Schnaps!«

»Brunzkaddler!«, mault Schmidla seinen Partner Usch an. »Wie kannst'n da mit der Ass rein! Harrgottmargod.« Er schüttelt den Kopf und schiebt noch ein »so ein Hänfling!« nach.

»Weiß ich, dass du die Sau hast? Du hast doch g'rufen! Mit zwei Fehl!«, wehrt sich Usch, schüttelt den Kopf und zahlt aus.

»Hast recht. War scheiße g'standen«, gibt Schmidla zu. »Alles gegen uns. Keine Chance.« Zahlt ebenfalls aus.

»Kaddln muss man halt können«, kommentiert Risch, nimmt die Karten auf und mischt.

Jetzt rauscht draußen der Wolkenbruch, der Regen peitscht ums Haus. Es kracht, es blitzt wie im Roman. Kurz nur lauschen die Spieler an den Tischen nach draußen. Sie müssen jetzt nicht raus. Ein Fensterladen klappert, ein Auto fährt auf nasser Fahrbahn vorbei. Dann flackert das Licht, es hat wohl irgendwo eingeschlagen. Vom Bahnhof eine Durchsage über Lautsprecher, der Zug aus Bamberg fährt ein. Hier drinnen hört man sie nur leise, für niemanden hat sie Bedeutung. Noch einmal kracht es, ganz nah. Ein typisches Sommergewitter.

»Die aus dem Süden sind immer die heftigsten«, sagt die Wirtin, die auf ihrem Stuhl vorm Tresen sitzt. Sie sagt es für sich, wie für niemanden. Ihr hört auch niemand zu. Sie sitzt hier, die Arme verschränkt, meist den ganzen Abend, und manchmal schläft sie auch ein. Punkt zwölf wird sie die Spieler nach Hause schicken, dann macht sie das Wirtshaus zu. Die Spieler wollen dann immer bleiben, doch sie kennt kein Pardon. So ist das seit Jahren und wird es in Jahren noch sein.

Usch Schrader am Tisch stützt sich hoch, schiebt seinen Stuhl zurück und steht auf.

»Ich muss mal raus. Schorla, springst ein, seisogut. Spiel auf mein Schüsserla.«

Steht auf und geht hinaus. Georg, von allen nur »Schorla« genannt, rückt vom Nebentisch herüber, übernimmt den Platz.

Risch Sauer mischt, teilt aus.

Man schaut sich die Karten an, die ersten, dann die zweiten drei. Dann geht es reihum, wer spielt.

»Weg.«

»Weg.«

»Auch weg.«

»Gaaaanz weit weg!«

Die Karten werden zusammengeschmissen, Risch Sauer legt ein Doppeltes raus, Maschder nimmt die Karten, mischt und teilt aus.

Wieder sind alle weg.

Schorla mischt die Karten, verteilt. Wieder sind alle weg. Also noch ein Leger.

»Etz geht amoll einer die Händ' waschen, des gibt's doch gar nicht. Was für scheiß Karten allerweil. Lauter Weg!«

Eigentlich wäre jetzt Schmidla mit Mischen dran. Der aber legt Schorla wieder die Karten hin, er solle geben. Das gehört zum Spiel, und der Schorla merkt das nie. Versteht einfach die Regeln nicht. Verstecktes Grinsen geht über den Tisch. Das Foppen macht den Jungen Spaß.

Freitagabend, beim *Stock*. Seit Jahren schon treffen sich die vier – Schrader, Hölzer, Sauer und Pitsch – beim *Stock* zum Karteln. Schafkopf, kurzer Vierer. Ein Fremder verirrt sich kaum hierher. Das Wirtshaus hat zwar die ganze Woche über geöffnet, doch nur am Freitagabend ist hier Betrieb. Dann sind meist zwei, drei Tische besetzt mit Kartenspielern, immer die gleichen Personen. Die meisten aus dem Dorf.

Schrader, Hölzer, Sauer und Pitsch, unter sich Usch, Schmidla, Risch und Maschder, kommen schon seit ihrer Kindheit hierher. Sie stammen alle aus dem Dorf und kennen sich seit der Schulzeit. Nicht aus der gleichen Klasse – oder doch. Aber nicht aus dem gleichen Jahrgang. Damals gab es noch das dreiklassige Schulsystem. Und das bedeutete: Für erste, zweite und dritte Klasse je ein Lehrer und ein Klassenraum, das gleiche für vierte, fünfte und sechste Klasse wie auch für »die Großen« in der Siebten und Achten. Diese

Aufteilung fand sich zwei Mal im gleichen Gebäude – aber nicht nach Mädchen und Jungen getrennt, wie man vermuten würde, sondern nach Konfessionen. Kam man damals in das Schulgebäude, ging man aus der gemeinsamen Aula nach links in die Bekenntnisschule, die der bibelfesten Katholiken, über die der Pfarrer waltete, und nach rechts, spiegelverkehrt, in die Gemeinschaftsschule, den Flügel für die nicht so bibelfesten oder pfarrerhörigen Katholiken und die wenigen Protestanten im Ort. Ausländer, Atheisten oder etwas Ähnliches gab es damals nicht, nicht hier im Dorf und auch sonst kaum im Land. Die Vielfalt kam erst später. Und aus dieser Zeit, der Zeit davor, kannten sich die vier. Jetzt waren sie alle Anfang, Mitte 20 und jeder schon im Beruf.

Draußen war es wieder ruhig geworden, das Gewitter war vorbei. Wie so oft hier ist es nur kurz und heftig gewesen, und selbst das kam selten genug vor. Gewitter gab es in Nürnberg oder Forchheim, in Bubenreuth gab es sie nicht. Niemand konnte erklären, woran das lag, aber es ist bis heute so. Man sagt, es liege am Fluss, warum aber, das weiß keiner. Das eine ist eben Beobachtung, das andere die Erklärung. Und Beobachten war damals nicht schwer – Erklären ist es noch heute. Genauso wie heute Beobachten.

Uli Schrader, der Usch, betrieb die Tankstelle seines Vaters an der Bundesstraße, kurz vor der Stadt Erlangen. Esso, Tiger im Tank. Da musste man nicht viel lernen und denken. Die Autos kamen und tankten, und beinahe täglich wurden es mehr. Er schraubte, das hatte er gelernt, und das konnte er auch, sein Vater war schließlich Meister. Jeder aus dem Dorf brachte sein Auto hierher, auch Mährescher oder Traktoren. Da gab es mal was zum Schweißen, mal eine Dichtung auszuwechseln, einen Filter zu reinigen, viel mehr war es nicht. Das lief, und man machte sich keine Gedanken.

Wolfgang Hölzer zum Beispiel brachte seine Traktoren. Er war Landwirt. Bauer sagte man hier. Noch so ein richtiger Bauer mit Kühen, Hühnern, Schweinen, Gänsen, Enten, nein,

keinen Pferden mehr, und jeder Menge Arbeit und Land. Kein Mensch sagte Wolfgang zu ihm. Man nannte ihn »Schmidla«, denn sein Hof gehörte ursprünglich den Schmidts. Das bleibt auf dem Land, auch wenn einer mit anderem Namen einheiratet. Der Name des Hofes bleibt, wer den Hof macht, ist egal. So war Hölzer als Bauer des Schmidthofs »es Schmidla« und nicht der Wolfgang Hölzer. Normal.

Der Risch, also Richard Sauer, fiel ein bisschen aus der Reihe. Er hatte studiert, einer der ersten überhaupt im Dorf, war gerade Ingenieur geworden und fing in diesen Tagen bei der KWU an, einem Unternehmen von Siemens, das Kernkraftwerke baute, und zwar auf der ganzen Welt. Der hatte es schon weit gebracht – in einer Welt, die den anderen völlig fremd war. Deshalb war er auch etwas Besonderes. Aber er wohnte im Dorf, und die Runde war ihm, wie den anderen auch, so etwas wie heilig. Undenkbar, dass man am Freitag etwas anderes tat. Man traf sich einfach beim *Stock*.

Fehlt noch der Maschder, so nannten sie den Wolfgang Pitsch. Der war, nach dem Schmidla, der Zweitälteste und arbeitete im Dorf als Maurer. Hatte seine Lehre gemacht und war jetzt Polier. Auch er wurde, wie der Usch, im Dorf viel gebraucht. Fast in jedem Haus gab es immer irgendwo irgendetwas zu mauern und zu verputzen. Am Freitag aber saßen sie hier. Kleiner Raum, sechs Tische, Resopal, drüben der Tresen unterm Neonlicht und an den Tresen gelehnt auf einem Stuhl, fast immer im Halbschlaf und, wie schon gesagt, mit verschränkten Armen, die Mari, die einzige Frau. Frauen kamen sonst nicht hierher. War irgendwie gar nicht denkbar. Die Mari machte das Wirtshaus, schon immer. Die Mari war immer da.

Im Hinterzimmer stand ein Kicker, da hatten sie früher gespielt. Zehn Pfennig das Spiel – und das war eine Menge Geld für nur elf Bälle, das musste man sich erst einmal aus dem Geldbeutel der Eltern ergattern. Unbemerkt. Deshalb auch wurde der Kicker gestopft. Man hielt den Bolzen, der

die Bälle freigab, gedrückt, ließ ihn dann mit Gefühl nur ein wenig zurück und von oben, übers Tor, einen Ball einlaufen. Das klappte nicht immer gleich, dafür brauchte man gutes Gespür. Machte aber nichts, denn die Bälle kamen ja wieder raus. Hatte man aber dann mit dem Bolzen das richtige Maß, verklemmte sich der Ball in der Sperrklappe, und los ging das Spiel. Waren alle Bälle verspielt, musste man nur wieder den Bolzen drücken, die Bälle waren erneut frei, und man stopfte den Kicker ein weiteres Mal. Angst hatten sie dabei immer gehabt, dass die Mari kommt. Und die kam auch irgendwann und schimpfte. Immer nach einer halben Stunde, das hatten sie aber erst sehr viel später bemerkt. Wer unter der Angst spielt, erwischt zu werden, der schaut nicht auf die Uhr. Obwohl eine über der Tür hing. Nein, sie hatten beim Stopfen immer Angst, denn wenn die Mari kam, wurde es laut, und die Mari drückte auch immer den Bolzen. Dann brauchte man wieder ein Zehnerla. Dass die Mari sie aber immer erst eine halbe Stunde spielen ließ, das wurde ihnen erst später bewusst.

Draußen grummelte das Wetter nach, hier drinnen hörte man es nicht. Nur durch die Tür, die die Wirtin geöffnet hatte, kam frische Regenluft herein. Der Geruch von Tropfen auf heißer Erde, heißem Sand. Frisch war die Luft und gut, der Rauch aus dem Raum zog ab. Bald würde er wieder über den Tischen hängen. Zu jener Zeit war das normal. Man rauchte und rauchte auch drinnen.

Jetzt also musste Schorla geben, zum zweiten Mal. Schorla war schon älter, schon weit in den 40ern. Pfortner seit eh und je bei der Dynamit in Fürth und immer irgendwie aufgereggt. Wie gehetzt oder ertappt, heute würde man sagen – nervös. Kartelte jetzt für den Usch. Eine Runde spielt der »Brunzkaddler« beim *Stock* normalerweise. Schorla hatte nie einen festen Platz an einem der drei, vier Tische der Kartler, hatte auch nie einen gehabt. Er saß immer nur daneben. Sprang mal hier ein und mal dort, wenn einer pinkeln musste. Das

war beim *Stock* einfach so. Völlig undenkbar, dass der Schorla einen festen Platz hätte haben können. Er kam immer dazu, war da, gehörte dazu, aber gehörte zu keinem richtig. Er war aber auch nicht ganz einfach.

Schorla nahm die Karten auf, mischte, merkte nichts, teilte aus.

»Ich hätt' eins«, meldet Schmidla, der vorn sitzt, ein Spiel an. Nach den ersten drei Karten hat er noch mal gedoppelt. Drei Leger liegen jetzt auf dem Tisch.

»Ja, spiel«, stöhnt der Risch aufgesetzt.

»Wie heißt's denn?«

Jetzt nimmt der Schorla die ersten drei Karten auf, schaut hinein – und legt, also verdoppelt. Der vierte Leger. Leicht zitternd schon seine Hand. Er nimmt die zweiten drei, schaut hinein und sortiert. »Ich spiele auch.«

»Grün Solo«, meldet Schmidla sein Spiel an.

»Nee, dann spiel ich ein Herz«, kommt es vom Schorla mit nicht wirklich überzeugter Stimme. Und mit »Herzlich lacht die Tante« versucht er, locker zu sein. Da schwingt seine Stimme schon ins Flageolet.

Der Schmidla braust auf: »Du, Herz? Auf dem Usch sein Schüsserla? Dann zieh dich warm an!« Und legt noch ein Geldstück auf den Tisch. »Der wird sich freuen! Kontra!«

»Retour«, rutscht es dem Schorla raus, er flüchtet frontal nach vorn. Er kann doch jetzt nicht klein begeben! Schon zittert die Hand ein bisschen mehr, als er den Leger dazulegt. Den sechsten jetzt auf dem Tisch.

Der Schmidla lässt sich nicht beirren, Spiel ist Spiel und Regel Regel. »Und nochermall!«, legt er den siebten Leger raus. Von den anderen Tischen schauen sie schon, alle Spiele dort sind unterbrochen. Es wird, denn das passiert an jedem Freitagabend irgendwann beim *Stock*, zum Höhepunkt kommen. Jeder weiß das schon.

»Mari, machst mir bitte a Käs'brot?« Das war das Beste, was es hier gab. Nach den Bratwürsten. Eine dicke Schicht

Romadur auf Butterbrot, garniert mit Zwiebeln, Pfeffer und hellrotem Paprikapulver, edelsüß. Das schmeckte nach dem dritten Bier! Usch ist vom Pinkeln zurück und wischt sich die Hände an der Hose ab. Die Mari nickt, »Gleich, wart aweng«, und deutet mit dem Kopf zum Tisch. Hellwach ist sie jetzt, sitzt aufrecht auf ihrem Stuhl. Gleich wird sie wieder in die Küche müssen, den Eimer holen. Jeden Freitag dasselbe Spiel. Die anderen rücken schon ein wenig zurück. Sie sind wachsam. Der Schorla blass.

Schmidla kommt raus, ganz unkonventionell. Doch er hat Gründe, sprich: die Karten dafür. Er spielt Schell-Unter an, Herz-Zehn, Herz-König fallen, der Schorla nimmt den Stich mit dem Alten Unter. Dann kommt er raus, spielt mit Schell-Ober nach, und Schmidla greift ein: sticht mit Herz-Ober rein, der Risch hat noch Herz-Neun, der Maschder schmiert Schell-Ass, vom Schorla kommt Rot-Unter. Und Schmidla zieht, den Alten, den Grünen. Seine Mannenschmierer. Grün-Ass, Grün-Zehn, Eichel-Ass, Schell-Zehn. Vom Schorla kommen zwei Unter – »Siehmer achzig! Mehr schaffen wir nicht«, und schmeißt die Karten rein. »Schneider frei hast g'rad noch g'schafft, mehr nicht. Da spielt der ohne drei! Was hast'n dir da dabei gedacht?« Er rückt noch weiter ab, der Schorla fängt an zu beben. Die Mari klappert mit der Küchentür und geht hinaus. Schon hört man Wasser laufen.

Das Wetter draußen ist ruhig.

»Spiel Herz macht fünfundzwanzig«, fängt Schmidla an zu rechnen, »dann ohne drei macht vierzig ... und eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, siebenmal gelegt, ach Gotterla, das wird a Rechnung, halt dich fest. Ob ich das noch schaff? Ich versuch's mal. Also: vierzig, achtzig, einsechzig, dreizwanzig, sechsvierzig, zwölfachtzig, vierundzwanzig – nein: fünfundzwanzigachtzig, FÜNFZIGVIERZIG!«, und zählt dabei jeden Leger mit den Fingern ab. »Ja, leck mich doch am Arsch! Das sind ja über hundertfünfzig Mark fürn Usch! Brunzkaddler! naah! Verdienst'n du so viel in der Wochn?«

Draußen ist es ruhig.

Auch das Wirtshaus schweigt.

Nur der Schorla bebt und bebt und bebt, die Tür zur Küche klappert von der Mari mit dem Wassereimer, der Schorla bebt, jetzt hebt es ihn, er bebt noch einmal auf – dann bricht es aus ihm heraus. Ein großer Schwall, quer über den ganzen Tisch. Die Kartler springen auf, die Stühle fallen laut nach hinten, ein Glas kippt um, ein zweiter Schwall entleert sich aus dem Schorla. Dann hält er sich mit beiden Händen am Tisch fest und schaut verstört umher. Wie hingeschmissen sieht er aus und blickt von einem zum anderen. Dann schüttelt er den Kopf. Die Mari ist schon da, räumt Gläser und Karten weg, schiebt Stühle zur Seite und schwingt den Lappen. Sie kennt das schon, jeder kennt das hier, denn Schorla kotzt an jedem Freitagabend. Das ist eben so beim Schorla. Man denkt sich nicht viel dabei, schaut, dass man mit der Hose aus dem Schwall herauskommt, hält die Luft an, bis die Mari kommt und es wegmacht. Erst vom Tisch, dann von den Stühlen, Bänken und schließlich noch vom Boden. Dann kriegt jeder frisches Bier, der Schorla zahlt eine Runde und weiter geht der Abend.

Kaum fünf Minuten später ist im Wirtshaus alles wie zuvor.

»Magst jetzt dein Käs'brot noch?«, fragt die Mari den Usch.

»Ja, mach mir eins, aber wasch dir vorher die Händ'«, und lacht.

»Ja, mach mir auch eins«, ruft der Maschder.

»Und mir machst Bratwürst', Mari«, ruft der Schmidla hinterher, »bloß zwei und bloß mit Brot.«

Auch an den anderen Tischen karteln sie schon wieder. Knallen die Karten auf den Tisch, lachen, werden immer wieder laut. Normaler Freitagabend beim *Stock*.

Auch der Schorla hat sich schon wieder gefangen.

»Mach mir auch a Käs'brot, Mari«, ruft er in Richtung Küche, »ich brauch jetzt eins.«

»Deins schwimmt im Eimer, hol's dir raus. Naah, Schorla, du kriegst von mir heut keins mehr, du hast doch deins schon

g'habt«, schallt es lachend aus der Küche. »Es hat dich bloß ned g'mocht.«

Die anderen lachen. Niemand ist dem Schorla hier fürs Kotzen bö's. Der ist halt so, das ist halt so und basta.

Zeitverlust beginnt mit erster Eile am Tag.
Peter Handke

3. Kapitel

Kommissar Behütuns hatte eine Vorliebe für das Skurrile. Die Komik des täglichen Lebens, ob beabsichtigt oder nicht, das war ihm egal. Und er hatte eine Vorliebe für – ja, wie könnte man dazu sagen? – das »andere«. Das, was ein bisschen daneben lag. Die Silberblicke des Lebens. Das Subkutane. Vielleicht lag das ja an seinem Namen. »Behütuns« an sich war schon schwer genug zu tragen, man brauchte reichlich Humor, um mit so einem Namen durchs Leben zu ziehen. Zumal, wenn man auch noch mit dem Vornamen Friedemann gesegnet war. Friedemann. Friedemann Behütuns. Was sich seine Eltern wohl dabei gedacht hatten? Er hatte es nie erfahren, seine Eltern waren früh gestorben. Eine gut fünf Zentner schwere Sandsteinplatte, Gestein aus der Region, die seither über ihnen lag, machte jedes Fragen nutzlos. Behütuns hatte sie eigenhändig ausgesucht. Seine Mutter hatte sich zwar immer eine schön polierte, schwarze, marmorne Platte gewünscht, Behütuns aber hatte sich für eine dicke Sandsteinplatte entschieden. 20 Zentimeter grob geschnittenes Pleistozän. Das musste genügen, um die beiden zuverlässig dort drinnen zu halten. Die Platte setzte auch schon Moos an, wunderbar zart und grün. Alles lief hier nach Plan, und Behütuns erfreute der Anblick jedes Mal aufs Neue, wenn er auf dem Friedhof war.

Egal. Friedemann Behütuns hatte sich irgendwann eigenhändig umgetauft in Friedo Behütuns, sogar auf seiner amtlichen Visitenkarte. Niemand hatte das je bemängelt, zumindest bisher nicht. Aber ganz sicher würde irgendwann einmal irgendeine sehr kluge und aufmerksame neue Sekretärin

darüber stolpern und ihn zur Rede stellen. Er wartete nur auf diesen Tag. Er würde ihr sofort einen Heiratsantrag machen, allein um sie zumindest in dieser Hinsicht bis ans Ende ihrer Tage ruhig zu stellen. In absehbarer Zeit allerdings würde es keine neue Sekretärin geben, denn sein Team hatte bereits eine, und zwar schon seit Langem. Frau Klaus, die Teamassistentin. Eigentlich war es ja Herr Klaus, er spielte seine weibliche Seite aber so offensiv und selbstbewusst aus, dass alle ihn nur noch »Frau Klaus« nannten. Und sie genoss es auch. Es waren also keine Überraschungen zu erwarten.

Friedo Behütuns zählte zu den 160 Abonnenten des Jahreskalenders der *Hersbrucker Bücherwerkstatt*. Das war der Humor, den er liebte. Große, schöne Kalenderblätter, via Heidelberger Zylinder im Tiefdruck und per Hand schräg bedruckt. »Grad-naus schräg«. Mal zu diesem Thema, mal zu jenem, aber immer von ausgesuchter und entscheidender Relevanz. Für nichts. Er besuchte die Drucker oft. Oder öfter mal. Vielleicht zwei- oder dreimal im Jahr. Ja, das war oft! Und immer samstags, denn nur dann waren sie da, im hintersten Raum ihrer Werkstatt, dem sogenannten »Sozialraum«. Dort gaben sie dem Unsinn einen Sinn. Oder umgekehrt. Der Reflexion des »Hmbfhhh« der fränkischen Stammtische. Grabungsarbeiten an der fränkischen Seele. Ohne auch nur einen einzigen Finger zu rühren. Man saß und saß und saß und trank vielleicht auch, und das eine oder andere Bier brachte einem den Sinn dann schon näher. Oder auch weiter weg. Oder nirgendwohin. Oder irgendwohin. Das spielte keine Rolle. Die Gegenwart brach einfach oft mit solcher Macht herein, dass nichts blieb als die Fliegen am Fenster, vielleicht mal ein hinterhältiges Grinsen oder einfach nur dieses ehrfürchtig erhabene »Hmbfhhh«.

Dieses »Hmbfhhh« war ohnehin etwas, das es immer seltener gab: Dass man auf dem Land mitten am Wochentag ein Wirtshaus betrat, in dem zwei, drei Personen am Stammtisch saßen, ohne etwas zu tun. Ein Seidla Bier vor sich – halb voll?

halb leer? verkopftes Geschwätz, halt halb – die aufschauten oder nicht, meistens nicht, wenn man reinkam, und wenn sie doch die Köpfe anhoben, dann sofort wieder in ihre Ausgangshaltung zurückfielen. Das alles nur in Zeitlupe. Zeitdehner, hatte man früher gesagt, das traf es viel besser. Man schaute ja nicht hin und vergrößerte es, es ging alles nur unglaublich langsam voran. Gedeht. Jede viertel Stunde vielleicht, dann aber nur, wenn überhaupt, von einem, und wirklich auch nur vielleicht, ein »Hmbfhhh«. Sonst nichts. Augenblick der Sterne. Ganz außergewöhnlich und nur sehr selten zu beobachten, wenn einer einmal ein »Weadschaffd« oder ein »Nuahns!« ausstieß, meist hob er nur die Hand. Und das auch nicht schnell, die Fliegen blieben dabei jedenfalls sitzen oder liefen weiter über die Hand. Diese bewegte sich ausschließlich im Handgelenk, ganz leicht, der Unterarm blieb garantiert auf dem Tisch.

In solchen Wirtshäusern – in manchen legte man zur Bestellung seinen leeren Krug einfach um – hatte Friedo Behütuns schon manchen Nachmittag zugebracht. Während der Dienstzeit. Der ganze Quatsch des Lebens kam hier auf den Punkt. Der ganze Sinn der Ertzstanz, wie Helge Schneider es ausdrückte. Der ist auch nur aus reinem Zufall kein Franke.

Friedo Behütuns saß an solchen Nachmittagen gerne allein im Eck, bewegte sich nicht, nur in ihm drin, da bewegten sich die Gedanken. Erst schnell, dann langsam und immer langsamer, und schließlich bewegte sich nur noch die Welt, die Gedanken standen still. Sie standen und kämten die Welt, die zwischen ihnen hindurchraste. Das waren die besten Momente. Dann wurde ihm schwer und leicht zugleich, doch eher leicht, ganz innen wie eine Heiterkeit, nach außen getarnt durch Schwermut. Das war nicht zu beschreiben. Doch Tatsache war: In diesem Vergessen, diesem sinnlosen Spreizen der Gedanken, löste er seine meisten Fälle. Nur leider – solche Wirtshäuser gab es immer weniger. Drei oder vier davon kannte er noch, und diese brauchte er auch. Deshalb werden

sie auch nicht verraten. Und er war ständig auf der Suche nach »neuen alten«. Neue neue dieser Art gab es nicht. Sie waren eine aussterbende Rasse. Hin und wieder aber fand er noch eins. Relikte in einer Welt der »Events« und der zwanghaften Fröhlichkeit.

Und wo wir schon gerade dabei sind: Friedo Behütuns hatte noch weitere Hobbys. Was für ein blödes Wort. Aber »Vorlieben« war auch nicht besser. »Vergnügen« vielleicht. Er sammelte dies und das. Leserbriefe zum Beispiel, die anders waren. Oder Anzeigen, meistens von Ärzten. Denn die konnten kein Deutsch, kannten die Sprache nicht. Sprachen zwar den ganzen Tag mit den Menschen, aber hörten nicht zu. Drangen nicht ein in die Tiefe der Sprache mit ihren vielen Doppel- und Mehrdeutigkeiten und versteckten Bedeutungen. Diese Anzeige zum Beispiel, von einem Arzt namens Apoll, so wie der griechische Gott des Lichts, der Helligkeit, was an sich ja schon komisch genug war: »Wir ziehen um in eine neue Praxis«, war dort zu lesen. Und weiter: »Zur Verstärkung unseres Teams suchen wir engagierte und kompetente Arzthelferinnen mit besonderem Interesse an der Endoskopie ...«, und so weiter und so fort. Die wussten doch nicht, was sie schrieben. Wie pervers muss denn einer sein, der ein »besonderes Interesse an der Endoskopie« hat? Den lieben langen Tag und aus purer Lust irgendwelchen Menschen etwas in irgendwelche Öffnungen, bevorzugt in den Hintern, zu schieben? Doch genau so jemanden suchten die! Nicht wirklich, das war ihm schon klar, aber so stand es da. Ärzte, unsere Elite. Apoll, Lichtergottarzt. Das war nicht viel besser als das Möbelhaus »Die mit dem roten Stuhl«. Da geht man doch zum Arzt, wenn man das hat, dachte sich Behütuns – wahrscheinlich zu Dr. Apoll. Da schließt sich dann der Kreis.

Oder diese Anzeige eines wichtigen Dr. med. Dr. phil. in Weiß: »Praxisauflösung. Nach 56 Jahren ärztlicher Tätigkeit, davon 47 Jahre als niedergelassener Nervenarzt, habe ich mich

entschlossen, zum Jahresende meine Praxis aufzugeben. Ich danke meinen Patienten für das mir entgegengebrachte Vertrauen. In manchen Fällen war es schon die dritte Generation, die ich behandeln durfte.« Tja, fragte sich da Friedo Behütuns: Schon in der dritten Generation und noch immer plemplem? Was hat der denn nur getan all die Zeit, dieser Arzt? Geheilt ja wohl eher nicht ... Kundenpflege könnte man es nennen, mit generationenübergreifendem Erfolg.

Ja, versteckte Gemeinheiten und Fallstricke bot das Leben viele. Auch ein Eigentor war in seiner Sammlung dabei. Denn einmal, da hatte er der Presse in einem Mordfall ein Paar Schuhe gezeigt, die man schon kaum mehr als Schuhe bezeichnen konnte. Nur die Sohlen waren noch da, als Turnschuhsohlen deutlich erkennbar, doch darum herum alles abgeschnitten. Kein Mensch kann so etwas tragen, das funktioniert nicht einen einzigen Schritt. Trotzdem hatte die Presse am Tag darauf ein Foto gebracht – und blöd darunter geschrieben: »Die Polizei fragt: Wer kennt diese Schuhe?« ... Und er hatte die Ermittlungen geleitet! Für wie blöd mussten die Leute ihn halten, und auch die Polizei! Egal. Man musste darüber lächeln. Heute hing dieses Bild, gerahmt, bei ihm an der Wand.

In seiner Leserbriefsammlung hatte er aber auch einen, der ihm komplett aus der Seele sprach. Eine Frau Dr. Torga Legenz aus Lauf empörte sich darin über das Engagement von Savitas beim Club. Über die Dreistigkeit dieses Unternehmens und über die Dummheit des Clubs. Aber dumm war der Club ja schon immer, es hieß nicht umsonst: »Der Glubb is a Debb«. Diese Frau Dr. Legenz prangerte an, wie geschickt Savitas war und wie dumm und naiv ihrer Meinung nach Club und Presse. Denn Savitas, ein Unternehmen allein für Atomkraftwerke, also für Ware, die noch in 100 000 Jahren strahlt – und das finstere Mittelalter ist gerade einmal 500 Jahre her! Oh endlose, friedliche Zeit! – benutzte die Presse beinahe täglich für die Verbreitung positiver Meldungen über

neue Arbeitsplätze, Spenden für Kindergärten und Horte, für die *Tafel* und jeden sozialen Scheiß und hatte sich auch noch beim Club eingekauft. Jeder spielte dieses Spiel einfach mit. Kein einziges kritisches Wort, kein einziger auch nur andeutungsweise erhobener Gedanke oder Zeigefinger, der auf das eigentliche Tun von Savitas verwies. Auf diese, so hatte sie geschrieben, unglaubliche Arroganz gegenüber der Menschheit, der Zeit. Nein, der Sponsor des Clubs war heilig und damit auch das, was er tat. Die Erde über Jahrtausende hinweg zu verseuchen. Atomkraftwerksbomben in Entwicklungsländer zu stellen. Felder hochstrahlender Container auf freiem Feld in Sibirien zu hinterlassen. Uranminen in Afrika auszubeuten. Uns ist es ja wurst, wir sterben ja alle schon bald, und bis dahin wollen wir es gut haben. In 100 Jahren ist von uns allen keiner mehr da. Was kümmern uns dann die nächsten vier-, fünftausend Generationen?

Das alles stand in diesem Leserbrief in wohlgesetzten, doch scharfen Worten geschrieben – und niemand hatte jemals darauf geantwortet. Nicht einmal Savitas, die hielten einfach still. Dieser Leserbrief hatte Friedo Behütuns' Überzeugung im Kern getroffen, und er hätte die Ärztin gern einmal dazu befragt. Doch sie war nicht aufzufinden. Es gab ihren Namen nicht, es gab zumindest niemanden ihres Namens unter der angegebenen Adresse. Und niemanden dieses Namens in der Region. Irgendwann musste er noch einmal bei der Zeitung anfragen, wie so etwas denn geschehen konnte. Leserbriefschreiber mussten doch erst verifiziert werden, dachte er. Sonst würde ja alles veröffentlicht.

Und noch etwas sammelte Behütuns mit Eifer: Berichte über erstaunlich, ja manchmal unglaublich Kreatives. Über Kreativität aus der Mitte der Menschen, Kreativität, die sich scheinbar spontan so ergab. Kreativität gegen die Macht, die die Menschen solidarisierte und stark machte. Kein einziger Preis war je für so etwas vergeben worden. Die Werber, die selbsternannte »Crème de la Créativité«, feierten sich immer

nur selbst. Wer Preise gewinnen wollte, musste bezahlen. Allein in Cannes mitzumachen, kostete mehrere 100 Euro – für jede einzelne Arbeit, für jede einzelne Kategorie. Die kleineren, europäischen oder nationalen, Wettbewerbe waren da kaum günstiger.

Das aber, was Friedo Behütuns faszinierte und sammelte, das waren Berichte über Vorkommnisse und Dinge, die wirklich Preise verdient hätten, zumindest wenn es nach ihm ginge. Über die Prager Mädchen von 1969 zum Beispiel, die, schwindelerregend schön und in Miniröcken, ihre Handtaschen über die Gewehre der sowjetischen Invasoren hängten, sie umarmten und fragten, ob man denn so, mit dem Gewehr in der Hand, seine Freunde besuche. Oder darüber, wie die Bürger Prags damals nach der Invasion ihrer russischen Freunde viele Straßenschilder abschraubten, um den Invasoren die Orientierung zu erschweren. Auch, dass an jedem zweiten Klingelschild plötzlich der Name Dubcek oder Svoboda stand oder stadtweit an die Wände die Nummern der Fahrzeuge gepinselt wurden, aus denen heraus auf offener Straße Verhaftungen vorgenommen wurden. Das war nach Behütuns' Geschmack. Ebenso wie die Perser, die nach der Wahlfälschung 2009 den Namen von Hussein Mussawi auf die Geldscheine schrieben, sodass er omnipräsent war. Dieselben, die, sobald Ahmadinedschad im Fernsehen mit seinen Lügenreden auftauchte, sämtliche Elektrogeräte in den Haushalten einschalteten und so gemeinsam das Stromnetz zum Erliegen brachten. Niemand konnte den Lügner dann mehr sehen, nicht einmal seine Freunde. Oder dass man in Deutschland dem damaligen Postminister und Schadstoffbatteriefabrikanten Schwarz-Schilling aufgebrauchte Batterien in die Briefkästen entsorgte, und vieles mehr. Von Berichten über solche Aktionen hatte er einen ganzen Ordner voll, über die Jahre gesammelt.

Das war Friedo Behütuns, der Kommissar. Jetzt saß er bei einer Tasse Kaffee mit seinen Kollegen im Dienstzimmer und

drehte sich eine Zigarette. Er würde sie dann wegwerfen, denn er rauchte nicht mehr. Aber drehen, das wollte er doch. Oder noch.

Am nächsten Tag drehte der Wind.
Siri Hustvedt

4. Kapitel

Caprimulgus: ein wohlklingender Name für eine Schwalbe, genauer: eine Nachtschwalbe. Unwillkürlich denkt man beim ersten Lesen dieses Namens wahrscheinlich an Sommer, Sonne, Licht und Meer. Capri. Doch die Bezeichnung leitet sich vom Lateinischen »capra«, Ziege, ab, und von »mulgere«, melken. Dieser Caprimulgus europaeus, eine in Mitteleuropa vorkommende Art, ist ausschließlich nachtaktiv. Am Tag macht sich der Vogel, absolut still sitzend, mit seinem graubraun gestreiften und gesprenkelten Federkleid zum Teil eines Astes und wird beinahe unsichtbar, ebenso, wenn er auf dem Boden sitzt. Dieser Vogel kommt im April oder Mai und fliegt im August oder September wieder fort. Aber er ist inzwischen sehr selten. Im gesamten deutschen Raum, so schätzt man, leben noch höchstens 5 000 Exemplare. Nachtschatten oder Tagschläfer wird er auch genannt.

Um den Ziegenmelker ranken sich viele Geschichten. Zum Beispiel, dass er nachts, wenn er auf Beutefang ist, von den Eutern der Ziegen trinkt. Pal Weber, ein Ornithologe, kannte viele solcher Geschichten, und diese hatte er vom Schäfer, der auf den Regnitzwiesen seine Schafe weidete. Der Schäfer aber hatte beim Erzählen gegrinst. Früher, so der Schäfer, habe der Ziegenmelker nachts zur Herde gehört wie heute die Schwalben und Stare am Tag. Bei diesen Worten zeigte er auf die pfeilenden Schwalben zwischen den Schafen und die Stare, die am Boden pickten. Er habe schon lange keinen mehr gesehen. Ob es die überhaupt noch gebe?

Auch Pal Weber hatte noch nie einen Ziegenmelker in freier Wildbahn, also live, gesehen. Dementsprechend elektrisiert

war er, als er in der örtlichen Zeitung folgende Meldung las: Man habe in einem Waldgebiet nördlich der Stadt eine Trinkwasserbrunnen-Bohrung abbrechen müssen, weil sich in unmittelbarer Nähe ein Pärchen Ziegenmelker niedergelassen und seine Brutstätte eingerichtet hätte. »Brutstätte« war gut für den Ziegenmelker, dachte Pal Weber. Denn der baut sich kein herkömmliches Nest, sondern legt seine ein bis zwei Eier einfach auf den Boden in eine Mulde. Durch die Bohrung, so stand es in dem Artikel, sei der so seltene Vogel massiv in seinem Lebensraum gestört gewesen, und man habe sie deshalb eingestellt und das zugehörige Bohrgerät abgebaut. Dadurch sei der Stadt zwar ein nicht geringer Verlust entstanden, die Qualität des Trinkwassers, das man dort vorzufinden gehofft hatte, aber hätte man ohnehin nicht als besonders hoch eingeschätzt, was man aus bereits erfolgten Bohrungen im näheren Umkreis schloss. Warum bohren sie dann dort überhaupt, dachte Pal Weber, und es stand für ihn auf der Stelle fest: Ich werde diesen Vogel suchen.

Die Ortsbeschreibung der Bohrung aber war in dem Zeitungsartikel zu ungenau, als dass man sich hätte auf die Suche machen können. Wahrscheinlich nicht ohne Absicht. Man wollte den Vogel schützen. Auch zwei Kollegen, die er anrief, konnten nicht weiterhelfen. Aber egal, er würde diesen Vogel finden.

Er recherchierte, und am späten Nachmittag fuhr er hinaus. Es musste sein, denn am nächsten Morgen wollte er zu einem Kongress nach Chile abreisen. In der beginnenden Dämmerung nahm er das Rad hinaus, an den Fischteichen vorbei. Ein Teichwirt hantierte dort am Auslass eines Teiches. Der kannte sich hier ganz sicher aus. Weber schob sein Rad hinüber.

Ob er wisse, wo hier in der Nähe nach Trinkwasser für einen Brunnen gebohrt worden sei?

Von der Stadt oder von privat?

Von der Stadt, mutmaßte Weber. Die Bohrung sei abgebrochen worden, erst kürzlich. Habe in der Zeitung gestanden.

Ja, daran erinnere er sich, sagte der Teichwirt. Aber wo das sein sollte? Keine Ahnung. Auf jeden Fall nicht hier. Oder doch? Keine Ahnung. Was er da suche?

Den Ziegenmelker, einen Vogel.

Ach ja, stimmt. Jetzt wo er es sagt! Das hatte er auch gelesen. Aber den Vogel kenne er nicht. Muss aber da drin sein, und er deutete hinüber zum Wald. Die Abendsonne schien schräg über das Wasser, das Grün der Uferwiesen leuchtete satt im Gegenlicht, und dicht über der Oberfläche zeigte sich erster nebeliger Hauch. Eine zarte Ahnung von Dunst. Blütenstaub trieb schlierenhaft, Insekten tanzten. Drüben sprang ein Fisch, dann lag der Teich wieder ruhig. Wie gespannt seine Oberfläche.

Noch einmal besah er sich seine Karte und grenzte zwei Stellen ein, an denen er sich eine Brutstelle vorstellen konnte. Gleich bei der ersten glaubte er sich fündig. Alles wies auf die verlassene Bohrung hin. Die Stelle, eine vor noch nicht allzu langer Zeit gerodete Lichtung, groß wie ein halber Fußballplatz, lag direkt neben dem Weg. Auf vielleicht zehn mal zehn Metern war hier ein Stoff ausgelegt wie Vlies, mit dem man Sockel von Häusern gegen Feuchtigkeit umkleidet. Unverrottbares Material, auch nicht zerreißbar. Darauf dann Schotter, verdichtet. Schweres Gerät hatte hier gestanden, das war ganz klar zu sehen. In der Mitte des Gevierts kreisrund ein Metallrohr, ein Meter im Durchmesser, kniehoch und mit Deckel, mittig verschraubt. Roter Rost flächig auf dem Metall. Das Ganze war noch nicht alt. Es musste die Bohrung sein.

Was ihn dann sicher machte, war die nächste Umgebung. Der Boden der Lichtung war sandig und trocken, nur vereinzelte Bsche, das Unterholz spärlich. Hier und dort eine herausgerissene, senkrecht aufstehende Tellerwurzel, das Gelände gut einsehbar. Eine lichte Schneise, eingebettet in einen sonst tiefen Wald und dicht von ihm umgeben.

Drei, vier Sandsteinblcke lagen am Rand des Gevierts. Hier ließ sich Pal Weber nieder. Nur wenige Meter entfernt war der Weg. Vereinzelt Geräusche aus dem Wald. Das leise

Pfeifen von Meisen auf der Futtersuche, ab und zu am Boden ein Rascheln, mal hier, mal dort. Ein Schwarzspecht kam, ein zweiter hinterher. Kurz klebten sie an den hochgewachsenen Kiefern am Rand, groß und schwarz. Der Schwarzspecht wirkt immer scheu und neugierig zugleich, dachte sich Weber. Und meistens kommen diese Vögel mit den roten Kappen zu zweit. Einäugig äugten sie seitlich auf ihn herunter, wechselten noch einmal den Baum, dann stieß der eine einen Schrei aus, und beide machten sich davon in den dichteren Waldbereich. Schon außer Sichtweite noch einmal ihr Schrei. Dann wieder Stille.

Ein Jogger trabte vorbei, mit Hund, zu dem er beim Laufen sprach. Überrascht sah er zu Weber herüber. Ich würde wohl auch so gucken, dachte sich Weber, sähe ich jemanden da sitzen, so allein und mitten im Wald. Aber das war das Los des Ornithologen. Da musst du sitzen und warten.

Dann eine Reiterin. Stolz hoch droben auf ihrem Gaul, der intensiv roch. Sie grüßte freundlich von oben herab, er zurück. Klappklapperdiklapp machten die Hufe des Pferdes, dann war die Reiterin weg.

Pal Weber sah sich um. So offen konnte er nicht sitzen bleiben, kein Vogel würde sich ihm so zeigen, zumindest nicht ein so scheuer. Er würde sich tarnen, sich in eine der offenen Wurzelkühlen zurückziehen, hineinkauern und mit ein paar Ästen überdecken. Das sollte genügen.

Pal Weber sah sich um. Nahm die Waldluft auf, spürte die Kühle des Abends. Die Wipfel hoch droben touchierten letztes Sonnenlicht. Gut roch der Boden, trockener, weißer Waldsand mit Erde und Mulch, mit Rindenstücken, Blättern, Moos. Weber verbarg sein Fahrrad vor den Blicken des Weges hinter einem Busch, zog ein paar Äste heran und verkroch sich in ein Wurzelloch. Die aufgestellte Wurzel im Rücken, herangezogene Äste als Tarnung, so harrte er in den dunkelnden Abend hinein. Ein, zwei Stunden, vielleicht reichte das ja. Sich ruhig verhalten und warten. Er musste es zumindest versuchen.

Ein erstes Käuzchen rief, nicht weit entfernt. Dann war es wieder still. Leicht rieselte immer wieder Sand hinter ihm herunter, gelöst durch die Bewegungen seines Rückens. Ein zweites Käuzchen ganz weit – wer kennt schon die Waldgeräusche der Nacht? Leise knisterte es in den Rinden, vereinzelt senkte sich ein leichtes Teil, eine Nadel, ein Blatt, ein Stück Rindenhaut. Dann raschelte eine Maus oder irgendetwas am Boden – es hatte immer wieder etwas Spannendes, so auf der Lauer zu liegen. Langsam nur dunkelte es ein. Über den Wipfeln hing noch ein Streif heller Dämmerung, nach oben hin wurde es dunkler.

Der Weg lag noch immer nicht in Ruhe, der Wald war noch immer nicht menschenleer. Erstaunlich, wie viel so weit abseits noch los ist, dachte Pal Weber, als er sich näherndes Motorengeräusch vernahm. Dann fuhr ganz langsam ein Auto vorbei, wie spähend und ohne Licht. Geländewagen, aber kein echter. Businesswagen, SUV, X3 oder X5, Koleos, Q7 oder so, unnützlich für das Gelände, nur reines Kraftgeprotze. Wahrscheinlich der Jagdpächter, dachte Pal Weber. Irgendein Arzt oder Rechtsanwalt, der sich hier Ansehen erkaufte. Wer sonst fuhr so tief in den Wald, vor allem so spät? Aus seinem Unterstand spähte er dem Wagen hinterher. Nur einen Personenschatten nahm er im Fahrzeug wahr, wie automatisch sah er auf das Nummernschild. Es war nicht ganz zu erkennen, blitzte nur einen Moment auf, eine kurze Sekunde vielleicht: N und dann etwas mit P? Zwei Ziffern, eine davon eine 9? Er hätte es nicht sagen können, aber so prägte es sich ihm ein, aus welchem Grund auch immer. Vielleicht durch die leichte Spannung? Ein bisschen auch aus Empörung, dass hier so spät und so tief im Wald überhaupt ein Auto fuhr. War es der Förster, wäre es okay, aber sonst hätte hier niemand etwas zu suchen. Der Förster aber fährt einen Geländewagen, kein SUV. Das dachte sich Weber und behielt die Bruchstücke im Kopf.

Das Auto fuhr langsam auf dem Weg vorbei, verschwand im Dunkeln, das Geräusch ebte ab. Abgas wehte herüber, ein

Hauch nur, aber störend, nach Diesel, dann rochen wieder die Wurzeln. Pilzig und würzig nach Wald.

Ein kleiner Vogel kreuzte noch oben den Himmelsausschnitt, ein Rotkehlchen, nahm er an, irgendwo weit weg schimpfte ein Häher, dann noch einmal, dann wieder das Rascheln, das Knistern, sonst nichts. Ein, zwei Fledermäuse durchflatterten lautlos den Himmelsraum. Vereinzelt knackte es laut, wie ohne Grund. Kein Ziegenmelker zu sehen, auch jetzt nicht, schon weit nach Sonnenuntergang. Doch Pal Weber hatte noch Zeit.

Wie lange hatte er gegessen, gewartet, geträumt? Er wusste es nicht. Fast dunkel war es jetzt im Wald, allein das Mondlicht benetzte die Lichtung, das Taglicht war gänzlich verschwunden. Viele Käuzchenrufe hatten bis dahin gehalten, die Richtungen ständig wechselnd. Wahrscheinlich die Jungen, schon flügge, die fordernd nach Mahlzeiten riefen. Und die Eltern, die jagten und fütterten. Familien im Zwiegespräch. Vielleicht aber war es auch anders, egal. Er erzählte sich oft solche Geschichten. Hin und wieder streifte ein Kautz durch die Lichtung, lautloser Flug wie mit stumpfem Kopf.

Pal Weber war in Gedanken. Jetzt schreckte er auf: das Auto. Es kam zurück, ganz langsam, ohne Licht. Fast sanft knirschte der Schotter unter den Reifen, doch klang das jetzt schleichend, bedrohlich. Wer so langsam fährt, beobachtet. Das war die Sprache dieses Fahrens. Und wer so langsam fährt und beobachtet, erregt sofort Verdacht. Der sucht etwas – oder späht, ob er gesehen, beobachtet wird.

Auf Höhe der Lichtung hielt der Wagen an. Kein Knirschen mehr. Stand eine Zeit lang, dann wurde der Motor ausgeschaltet. Stille. Die Fenster surrten auf, dann wieder Stille. Pal Weber in seiner Kuhle. Dann öffnete sich die Tür, eine Person stieg aus, prüfte, sah sich um. Ein Mann, er trat auf die Lichtung. Ging ein paar Schritte hin und zurück, blieb stehen, lauschte. Ging zum Auto zurück, holte etwas heraus. Etwas Kleines, nicht genau zu erkennen. Legte es auf der Lichtung

ab, hantierte daran herum. Hob einen Stein auf, wog ihn, nahm einen neuen. Ging in die Hocke, griff in seine Jackentasche und holte ein Bündel heraus. Eine Schnur. Verband sie mit dem Stein oder dem Gegenstand. Rollte die Schnur aus, zum Auto hin. Dann stand er ruhig und lauschte. Ging in die Hocke, duckte sich tief, zog an der Schnur. Der Mann jetzt im Mondschaten des Autos. Was für scharfe Schatten doch der Mond werfen kann, dachte Pal Weber. In diesem Moment knallte es. Ein scharfer, trockener Knall, hoch und aggressiv, ein grell blendender Blitz, mehr weiß als gelb oder rot, Erde und Sand spritzten auf und rieselten durch Webers Wurzelversteck. Kaum ein Echo im Wald. Es roch ein wenig metallisch, ein wenig nach Feuer und Explosion. Fast wie nach Schweißgerät. Weber war wie erstarrt. Sah in die Nacht und sah nichts. War geblendet und fast wie taub. Dann schlug die Autotür zu, leise startete der Motor, und wieder knirschte der Weg. Jetzt fuhr der Wagen schneller.

Pal Weber kam langsam wieder zu Sinnen. Kurz noch tauchte das Bremslicht einen Teil des Waldes in Rot, dann verschwand das Fahrzeug lichtlos zwischen den Bäumen, das Geräusch kurz darauf. Dann wieder Stille. Oben am Himmel zog ein Jet im Mondlicht seine Kondensstreifenbahn, leise und nachschleppend drang das Flugdröhnen herunter. Aus der Ferne wieder ein Käuzchenschrei, ein weiterer, die Laute der Nacht kehrten zurück. Der Puls klopfte Pal Weber in den Ohren.

Was war das gewesen? Es war ihm unheimlich und unwirklich zugleich. Er wollte jetzt weg, traute sich aber nicht. Ob das Auto noch einmal käme? Dieser unheimliche Mann? Den Ziegenmelker konnte er jetzt vergessen. Der würde sich nicht mehr zeigen.

Pal Weber wartete ab. Und spürte Angst. Das war kein harmloser Böller gewesen, das war ihm sofort klar. Doch was dann? Dieser zerfetzende Klang? Pal Weber wollte hier weg.

Lange noch kauerte er in der Kuhle. Dann endlich schob er die Äste beiseite und stieg aus dem Loch, lauschte, klopfte

den Sand ab und holte sein Rad. Er ging nicht zu der Stelle, an der es geknallt hatte. Pal Weber hatte Angst und war vorsichtig. Erstaunlich trotzdem, dachte er sich, wie schnell sich die Augen gewöhnten. Er sah jeden Ast, jeden Stein. Kühl war es geworden und seine Kleidung ein wenig klamm. Feuchtigkeit senkte sich auch auf den Waldboden.

Eine Stunde später war er daheim. Nach unruhigem Schlaf flog er am Morgen nach Chile.

**In kalter Verzweiflung schloss er sich in der Küche ein,
trank Likör und wünschte sich fort.**
Markus Werner

5. Kapitel

Tau glänzte noch in den Wiesen. Die Sonne stand zwar schon ein gutes Stück über den Bäumen drüben am Waldrand, aber die Luft hatte noch diese angenehme Frische. Es würde ein heißer Tag werden heute, so hatte es der Wetterbericht gemeldet. Nachmittags vielleicht schon Gewitter ... Dann aber hatte Johann Dinder das Autoradio ausgeschaltet. Immer diese aufgesetzte Fröhlichkeit dieser Dauerpartymoderatoren. Machte die Welt nur hektisch. Und falsch. Kein bisschen fröhlich. Es nervt doch nur, wenn pausenlos und penetrant überdreht dahergeredet wird. Wie konnten die Leute das mögen? Eine gute Stimmung ist doch etwas völlig anderes.

Angenehm kam die Frische von draußen durchs offene Fenster ins Fahrzeug und strich über seinen Arm. Guter alter Ford. Hatte ihn in den letzten zehn Jahren nicht ein einziges Mal im Stich gelassen. Guter Ford, aber schön sei er nicht, hatte einmal ein Gast gesagt. Hmm, da hatte er sich eigentlich nie drüber Gedanken gemacht. Spielt das denn eine Rolle? Die Leute redeten viel, wenn sie auf ihr Bier warteten. Das war schon manchmal interessant. Und manchmal dauerte es halt auch ein wenig, bis er die Bestellungen fertig hatte. Nur keine Hektik, das war sein oberstes Gebot. Aber wenn die Leute warteten, wollten sie sich unterhalten. Besser: unterhalten werden. Johann Dinder allerdings redete nicht viel. Also schwätzten eben die Leute. Mal dies, mal das, krampfhaft Witziges, nur selten Brauchbares dabei. Ein Auto musste fahren, dachte er sich, sonst nichts. Und das tat er, der gute Ford. Soll er ruhig hässlich sein. Wen kümmerte das?

Johann Dinder drosselte das Tempo, wurde noch langsamer. Ließ den Ford einfach rollen, nahm den Fuß vom Gas, den Gang raus. Er war aus dem Dorf herausgefahren, oben auf der Höhe, hatte es hinter sich gelassen, und die Straße ging leicht bergab. Der Wagen rollte hier von selbst. So war es ruhiger; und doch immer noch laut genug. Rechts standen, wie aufgereiht, Kirschbäume, alle ein wenig schief, und zwischen den krummen Stämmen hindurch ging der Blick weit hinunter ins Tal, links lagen Wiesen, fast flach, dann eine Mulde oder Senke und dahinter, wieder ansteigend, Wald, große Eichen und Buchen. Für einen Moment, im Vorbeifahren, eine Goldammer. Sommergesang. Saß wohl auf einem dieser Bäume, meistens irgendwo hoch droben, und ihr lang gezogener Gesang machte die Welt weit. Auch ein bisschen traurig, dachte er. Dieses lange Schluchzen am Ende der Strophe, oder Seufzen, ja, das war es!, legte sich über die Landschaft und gab ihr etwas Nachdenkliches, Wehmütiges. Aber eine echte Empfindung war das nicht mehr, eher eine Erinnerung daran. An früher. Und trotzdem ... Ja, es war schön hier. Es erfreute ihn. Und eine echte »Strophe« war der Gesang auch nicht. Eher ein knackernd abgehacktes Einatmen wie als Anlauf für den letzten, lang ausgeatmeten Ton, der dann so traurig klang. Also doch. Still freudige Wehmut, oder was? Ach, war das alles kompliziert. Und über was man sich alles Gedanken machen konnte! Rechts also die krummen Kirschbäume am Straßenrand, einer nach dem anderen, in fast regelmäßigen Abständen. Dahinter, den flachen Berghang weit hinab, erst Felder und Wiesen, das Korn schon hellgelb, dann unten auf der Ebene der große Wald, lang hingestreckt, dunkelgrün, fast blau, und, ein wenig im Dunst, ganz klein, die Hochhäuser der Stadt. Nein, dort unten würde er sich nicht wohlfühlen, das wusste er. Johann Dinder bremste leicht ab und bog nach links von der Straße in einen geschotterten Feldweg ein. Von rechts, vom Sportheim kommend, war vor ihm ein Wagen auf die Straße gefahren. Er hatte ihn fast nicht wahrgenommen.

Was machte der denn hier oben? Das Sportheim war um diese Tageszeit doch zu. Würde ihn jetzt jemand fragen, was das für ein Auto war, er könnte es nicht sagen. War mit dem Kopf woanders. Nicht einmal die Farbe. Oder doch? Er sah hinüber zur Straße. Das Auto erreichte gerade den Wald. Dunkelblau? Egal. Was hatte der hier gemacht? Aber hier hielten ja öfters mal Autos, auf dem Parkplatz. Für den Blick hinunter in die Weite. Oder für heimliche Treffen. Liebschaften und so. Sollten sie doch tun, was sie wollten, ihn ging das alles nichts an.

Es war ein anstrengender Tag gewesen gestern. Das Dorf oben auf der Höhe hatte Kirschenfest gefeiert, und viele der Städter, die deshalb hierherkamen, hatten am Nachmittag einen Abstecher zum Bierkeller gemacht. Das hieß viel Betrieb. Heute, am Montag, aber hatte der Keller geschlossen. Und das war gut so.

In leichter S-Kurve, erst links, dann rechts, ging der geschotterte Weg von der Wiesenkuppe hinab zu der kleinen Senke hin zum Wald. Jetzt links ein Maisfeld, den Keller selbst sah man nicht. Nur ein paar Bänke vorn, unten am Waldrand. Johann Dinder bog nach links auf die zum Parken gemähte Wiese und stieg aus. Ein Buchfink schlug, nein: schmetterte drüben im Wald und machte das kühle Dunkel unter den Bäumen erst richtig zum Raum, zu einer Kathedrale. Was einem in meinem Alter noch alles für Bilder in den Kopf kommen, dachte sich Johann Dinder, während er die Autotüre schloss. Er hatte gestern am Abend – wie spät war es da? Halb neun vielleicht, kaum später, doch es saßen noch einige Gäste da – von Tisch zu Tisch gehend schon das Pfandgeld für die Krüge ausgezahlt, die Schankbude geschlossen, den Keller auch, und war dann nach Hause gefahren. Die Gäste, darum hatte er sie gebeten, sollten doch ihre Krüge neben der Schankbude im Wald unten abstellen. Die wollte er jetzt aufräumen, auch waren die Toiletten und vor allem die Böden noch nicht geputzt. Da schleppten die Gäste vom Waldboden immer den erdigen Staub mit hinein, und innen war der Boden nass,

durch den Temperaturunterschied immer beschlagen. Der Staub klebte dann fest, und das sah wirklich nicht schön aus. Fast wie verschmierter Kot.

Von der Waldrandkante an führte eine schmale, unregelmäßige Steintreppe hinunter in die Schlucht, eingefasst links von dem kleinen Wirtshaus, das sich hier in den Hang kauerte und das Johann Dinder nur im Winter öffnete, und von steilen Hangterrassen rechts mit Holztischen unter dunklen Baumschatten. Unten, im Hangfundament des Wirtshauses, war der Eingang zum eigentlichen Keller, gegenüber die hölzerne Schankbude. Auf sie führten die engen Stufen zu. Erst unten an der Schankbude sah man den Eingang zum Keller selbst. Dieser Keller war ein riesiges, unterirdisches Gewölbe, vor Jahrhunderten schon in den Sandstein geschlagen, um im Sommer das Bier kühl zu halten und das Eis aufzubewahren – das Eis eines kleinen Wasserfalls, der die Schlucht überhaupt erst gegraben hatte. »Teufelsbadstube« hatte man die Schlucht einmal genannt. Wahrscheinlich weil sie immer kalt und im Winter durch den Bach und den Wasserfall dunstig war. Und voller Eis und Eiszapfen – aber hatten die in einer »Teufelsbadstube« etwas verloren? In der Hölle ist es doch heiß, in der Hölle gibt es kein Eis, schmunzelte Johann. Aber die Menschen denken halt nicht viel. Auf jeden Fall nicht genau. Er hob eine zusammengeknüllte Zigarettenschachtel auf, die ein Gast hier fallen gelassen hatte, und warf sie in den Papierkorb. Hätte der ja auch selbst machen können, der Korb stand doch gleich daneben. Aber so sind sie halt, die Städter.

Noch vor der untersten Stufe blieb Johann stehen. Irgendetwas stimmt heute nicht, dachte er, irgendetwas ist falsch, aber er wusste nicht was. Ein vages Gefühl, er konnte nicht sagen woher. Komischer Gedanke, dachte er sich, was soll schon los sein. Die Schankbude war ordnungsgemäß zu, die Läden geschlossen, so wie er sie gestern verlassen hatte. Es sah zumindest so aus. Auch die Gläser – ob es alle waren? Er zählte nicht nach, warum auch – standen dort, wohin er die Gäste

gebeten hatte, sie abzustellen. Was sollte also sein? Ja, die Schankbude wurde hin und wieder aufgebrochen. War ja auch leicht bei diesem alten, hölzernen Verschlag. Als könnte man hier etwas holen! Aber der Platz war ideal für solch einen Blödsinn. Von der Straße her nicht einzusehen, kein Haus weit und breit, nur Wiese und Wald, und aus dem Grund drang sowieso kein Laut hinauf. Nachts war der Ort auch noch unheimlich, diese Schlucht im Wald. Halbwüchsige zog das manchmal an. Um ihren Mut zu beweisen. Sich auszutoben. Sie richteten allerdings auch kaum Schaden an, es war eher der Ärger, den Johann Dinder hatte, wenn er die Läden der Schankbude reparieren musste. Zur Polizei ging er in solchen Fällen nicht. Das gäbe ja noch mehr Ärger. Und die Burschen, die nachts hier so mutig waren, bereuten das doch ohnehin schon am nächsten Tag. Hatten nicht nur ein schlechtes Gewissen, sondern obendrein auch noch Angst. Angst davor, vielleicht doch noch erwischt zu werden. Die taten das ein Mal und dann nie wieder. Warum sich deshalb also Ärger machen.

»Sch..., ja leck!« Er hatte es gewusst, irgendwie. Die Tür des Kellers war aufgebrochen. Sie stand nur angelehnt, der schwere Riegel verbogen. Johann hatte es sofort gesehen, als er nach der letzten Stufe um die Ecke kam. Er blieb stehen, verharrte, lauschte. Droben im Geäst weiterhin der laute Buchfink, ein zweiter antwortete weiter hinten im Wald. Ein Rotkehlchen nicht weniger laut irgendwo im Zwischengeschoss der Bäume, eine schillernde Libelle brummte vorbei, dann das Schleuderbrummen einer dicken Fliege. Sonst nichts. Noch einmal die dicke Fliege. An manchen Stellen sickerte die Sonne bis auf den Waldboden und warf helle Flecken. Ein loser Spinnfaden schwebte vorbei. Wie laut Atmen sein konnte! Ob da noch jemand drinnen war? Er glaubte es eigentlich nicht. Auf der Parkplatzwiese hatte kein Auto gestanden, auch nicht auf dem Weg hier herunter. Zumindest hatte er keines bemerkt. Den Riegel würde er abbauen müssen und damit zum Schmied. Der ist viel zu massiv, den biege ich selber nicht gerade, dachte

er. Er öffnete die Tür zum Keller. Kalte Luft schlug ihm entgegen. Er drehte das Licht an.

So schnell, so abrupt hatte Johann Dinder in seinem ganzen Leben noch nicht gekotzt. Er brauchte nur einen Blick, dann drehte er sich weg, krümmte sich und spie mitten auf den Platz, zwischen Schankbude und Keller. Das gute Frühstück. Und noch mal und noch mal, bis nichts mehr kam. So eine Sauerei. Auch das würde er jetzt wieder wegmachen müssen. Johann Dinder wankte hinüber zu einer der Bänke, sackte darauf. Nur nicht wieder in diesen Keller sehen! Elend war ihm, er fühlte sich schwach. Dann wischte er sich das Gesicht ab und kramte sein Telefon hervor.

Eine halbe Stunde später war das Gelände voller Menschen. Johann Dinder saß immer noch auf der gleichen Holzbank. Alles war abgesperrt, vereinzelt zwischen den Bänken Polizisten, ein Krankenwagen und zwei Polizeiautos standen unten, oben wahrscheinlich noch mehr. Immer mehr Menschen kamen, und alle hatten etwas zu tun. Jeder schien für sich zu wissen, was. Im Keller wurde fotografiert, immer wieder blitzte es heraus. Menschen gingen hinein und kamen wieder heraus, und einer von denen, die herauskamen, hatte genauso gespien. Kein Wunder, bei diesem Anblick. Johann Dinder gegenüber saß ein Polizist in Zivil. Wahrscheinlich ein Kommissar. Er hatte sich zwar vorgestellt, doch bis zu Dinder war nicht viel durchgedrungen. Er hatte den Namen sofort wieder vergessen. Nur komisch war der gewesen irgendwie, als ob er einen Segen spräche. Was er gesehen und wann und wie er die Leiche gefunden habe, fragte der Kommissar. Ob hier Fußballfans gewesen seien in den letzten Tagen. Ob er den Mann vielleicht schon einmal gesehen habe. Ob er ihn kenne. Ob, und wenn ja, was er alles angefasst habe. Wie genau er das Tor vorgefunden habe. Fragen, Fragen, Fragen. Er hatte den Mann doch gar nicht gesehen, nur diesen offenen Leib. Die ekelhaften Fleischklumpen, das Blut an den Beinen, das Blut an den Wänden. Das Gesicht hatte er gar nicht gesehen,

da hatte er schon gekotzt. Johann Dinder hatte dem Kommissar doch schon alles erzählt. Und das war nicht viel. Der aber wollte immer noch mehr wissen. Ob er vielleicht doch noch etwas gesehen habe, vielleicht etwas beobachtet, etwas Ungewöhnliches. Auf dem Weg herunter zum Beispiel. Oder in den letzten Tagen. Auf der Wiese vielleicht oder auf der Fahrt hierher. Er konnte dem Kommissar nicht dienen. Er erinnerte sich noch an den Spinnfaden im Sonnenlicht, aber der tat hier nichts zur Sache. Auch nicht der Buchfink oder die Sonnenlichtflecken. Wo war das jetzt alles hin? Johann Dinder wollte einfach nur weg. Nicht da sein. Weit weg, am liebsten zurück. Zurück in den schönen Morgen, in die Zeit davor. Die kühle Luft am Arm, das Glänzen des Taus in den Wiesen. Er wusste, dass dieses Wünschen nichts half.

Dann brach Johann Dinder zusammen. Sackte einfach so weg, seitlich unter den Tisch. Der Kommissar packte noch zu, konnte ihn aber nicht mehr halten. Zehn Minuten später war Johann Dinder tot.

Wichtig.

Mein Dank geht allein an meine Frau Christine.

Unwichtig.

Ursprünglich war für dieses Buch ein anderer Titel geplant – der aber stieß nicht auf die Liebe des Verlages: »Brunzkaddler«.

Richtig.

Alle Handlungen, Namen, Personen und Charaktere in diesem Roman sind frei erfunden. Zufällige Übereinstimmungen mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt, lassen sich aber beim Erfinden von Geschichten schwerlich ganz vermeiden. Das Leben – und da trifft man »seherde und seherde« –, genauso wie das Schreiben, schöpft nun einmal überwiegend aus sich selbst: aus der Erfahrung.